



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Knies, Richard: Karl Salzer : ein Roman : (siebente Fortsetzung)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Karl Salzer

Ein Roman

Von Richard Knies

(Siebente Fortsetzung)

Settchen zieht die Kranke an und ruft ihren Neffen, der aus dem Pferdestall hereinkommt. Sie sagt ihm, daß sie nach Heppenheim fahren werde und zwar jetzt gleich. Bis gegen Abend sei sie wieder zurück. Der Karl solle unterdessen einmal zu den Männern und den jungen Burschen gehen, als da seien der Wirbels Peter und der Geiers Andrees, der Fridels Georg und der Mitscherts Jakob, von denen man doch gewohnt sei, daß sie den Leuten den Gefallen täten, die Totenlade auf den Kirchhof zu tragen. Die sollten sich dann für die Nacht bereit halten. Nicht viel Aufhebens machen! Wenn das Dorf stille und der Mond aufgegangen sei, könne man die Beerdigung bewerkstelligen.

Dies und das sagt Tante Settchen, bis man auf einmal vorm Tor auf der Straße Peitschknall und gleich darauf im Hausgang eine Stimme hört:

„Hähla, hähla, sind wir fertig?“

Und dann ist es wieder stille, aber das Tor poltert, und die alte Kutsche rumpelt in den Hof.

Karl ist beklommen. Wie wird der Better Holtner sich gegen ihn verhalten? Holtners sind reich, man sagt, nach dem Baron droben im Schlosse seien sie die reichsten Leute im Dorfe, aber sie gehören auch zu den Geschädigten.

Hannes Holtner führt seinen Gaul mit der Kutsche in den Hof. Er ist ein Hüne von Gestalt. Sein stolzer Gaul ruckt den Kopf auf. Da haben die beiden gleiche Höhe. Im Dorfe wollten sie ihm einmal den Spitznamen „Die Hopfenstange“ geben. Da sagte er ihnen, sie sollten das nur schön bleiben lassen, denn er habe auch in der Breite so viel, daß es zur Länge passe. Und dieser Hüne sagt zu dem Sohne des Selbstmörders mit einer Stimme, die ein Stückfaß zum Resonanzboden zu haben scheint:

„G' Morje, Bub, wo ist deine Tante, die Sette?“

Dabei leuchtet aus seinem glattrasierten Gesichte eine ehrliche Freundlichkeit, die keine Hintergedanken hat. Karl wird es ganz warm ums Herz, und er antwortet ein übers andere Mal:

„Ei, drin ist sie, Better Holtner, drin ist sie, Better Holtner, drin ist sie; geht nur hinein, Better Holtner!“

Und da der alte Junggeselle sich noch am Gaul zu schaffen macht, fügt der Bursche hinzu:

„Ihr braucht euch net zu genieren, Vetter Holtner, geht nur hinein!“

Wuppla, schnurrt der Hannes da herum wie ein eifriger Rekrut, wenn Kehrt! kommandiert wird, und poltert:

„Was, geniern? Vielleicht vor dir Lausbub, dir dreckigem? Oder vor deiner Tante, dere alt Schachtel?“

Er trappt durch den Hausgang ins Zimmer; Karl hinterdrein. Unter der Tür beugt Hannes Holtner sich nach vorn, um nicht an dem Oberpfosten anzustoßen, und gleich will der Hüne drauf los wettern. Da schießt Sophie auf ihn zu und sagt, indem sie dabei unverwandt auf den Boden schaut:

„Ja ja, so geht's halt, ja ja, das geht so, hmhmhmhmhm, geht so, sag ich, hmhmhm!“

Hannes Holtner, der von dem Arzte bereits unterrichtet ist, faßt die Kranke bei der Hand und erwidert ihr:

„Du hast ganz recht, meine Maad, so geht's und kein Bißjen anders; aber heut fahren wir! Verstanden?“

Doch Sophie sagt nur, daß das so ginge. Hannes Holtner wendet sich an die Jungfer:

„Wie kommst du dazu, zu meinen, man wöllt dir keinen Gefallen tun? Was könnt ihr denn dafür, daß der tolle Kerl sich . . .“

Tante Settchen fällt ihm ins Wort: „Bischt!“, legt den Finger auf die Lippen und deutet mit den Blicken auf Sophie.

„Jaso!“ sagt Hannes Holtner, der Hüne, „da muß man zartfühlend sein! Auch recht! Na, also, ihr könnt nix dazu, und so dumm wie die anderen Bauern sind 's Holtners net! Jezert, wie kann sich denn aber auch so ein Rindvieh mit dem Fud auf Spekulationen einlassen, das Kamel?“

Karl hört diese Schimpfworte und kann dem, der sie so grob und rücksichtslos herauspoltert, nicht zürnen. Er weiß nicht, warum. In ihm wirkt nur das Gefühl, daß dies Schimpfen anders sei als das der erboften Bauern und Arbeiter von gestern Abend.

Auch Tante Settchen lächelt nur bei dem Geschimpfe des Riesen, denn sie weiß es, daß hier keine verbissene Bosheit getfert, sondern daß nur eine ehrliche Verbheit und junggesellenhafte Schrulligkeit rumort.

„Und was wird denn jezert aus euch zwei, Sette?“ fährt Hannes Holtner fort, „aus dir und dem Bub? Hätt'st du geheirat, du dumm Mensch, wer wird dich denn heut noch haben wollen?“

„Aweil predigt's Vaster Moral!“ erwidert Tante Settchen schmunzelnd. „Warum hast du denn net geheirat? Wer wird dich denn heut noch haben wollen, dich alten Bod?“

„Wirklich, Sette, wir könnten ins Späßige kommen, aber aweil dürfen wir's net. Jezert im Ernst geredt: was willst du anfangen? Denn dein ganz Gerstchen ist doch beim Teufel!“

„Ja!“ seufzt Tante Settchen, „das weiß unsern Herrgott, was aus uns zwei werden soll!“

„Für den Bub wissens auch noch andere Leut als nur unser Herrgott. Wenn der will, kann er zu uns als Akerbursch kommen!“

Da ist Karl, der das mit Staunen hört, freudig erschrocken und eifert heraus:

„Ja, Better Holtner, das macht mir Spaß, und die Gäul hab ich für mein Leben gern!“

Aber er denkt auch an seine Tante und fragt:

„Better Holtner, henn Ihr für meine Tante keinen Platz?“

„Nein!“ entgegnet Hannes Holtner kurz und bündig, „für die ist kein Platz mehr da. Wir haben jezert schon mal drei alte Schachteln aus Gnad und Barmherzigkeit aufgenommen, und da ist für eine, die uns wirklich noch was schaffen könnt, kein Platz mehr da. Man kann doch auch die drei anderen nicht einfach zum Kuckuck jagen!“

„Na, 's wird auch für mich noch einen Unterschlupf geben!“ wirft Tante Settchen ein, seufzt einmal und sagt dann weiter: „Komm, jezert will ich noch ein paar Eier siedeln für unterwegs, damit wir was zu essen haben!“

Hannes Holtner winkt mit der Hand ab:

„Die Male hat schon einen schönen Korb voll zurecht gemacht, Sette, du brauchst nix zu tun als mitzuessen!“

Wie er sieht, daß das der Sette unangenehm ist, daß sie bei seinen Worten verlegen wird, setzt er noch hinzu:

„Mußt net meinen, Sette, daß das die Male aus Lieb zu dir getan hätt. Das fällt der Male garnet ein. Das hat sie getan, weil ich nix eß, was die Male net gekocht hat. Manche Leut deuten uns das ja als Geiz aus, weil wir unser Essen überallhin eingewickelt mitbringen, aber die Leut können denken und sagen, was sie wollen!“

Sophie wird unruhig, und das erinnert die drei anderen an die Fahrt. Hannes Holtner zieht die Uhr hervor, die mit einem Lederriemchen an die Weste gebunden ist, wirft einen Blick darauf und treibt zur Eile an:

„Allo hopp, marsch, daß wir fortkommen, ich will den Gaul net so abjagen. Sette, sez dein Kapotthütchen auf und los!“

Er geht hinaus, um im Hofe die Kutsche zu wenden und dicht vor die Haustür zu fahren.

Als Tante Settchen und ihre Nichte, die immerwährend vor sich hinspricht und dabei die Nase auf und ab rümpft wie ein Kaninchen, sich anschicken, in den Wagen einzusteigen, sagt Holtner:

„Die reinsten Baronsleut!“

Karl und Settchen empfinden das wie Hohn. Karl wird blutrot im Gesicht und knirscht mit den Zähnen. Aber Tante Settchen blickt den Hünen vorwurfsvoll an und sagt zu ihm:

„Hannes, deine Grobheiten tun gut, aber dein Spott tut auch weh!“

Da sagt der Hannes Holtner, wo er einen Gefallen erweise, da spotte er nicht. Das sei nicht so gemeint, und wenn sie es anders haben wollte:

„Die reinsten Bettelbarone!“

Da lächelt Tante Settchen wieder, und Karl empfindet die Grobheit wie eine Erlösung aus der Beklemmung, in die ihn die vorausgehende Bemerkung gebracht hat.

Gannes Holtner steigt auf den Kutscherbock. Sein langer Oberkörper ragt weit über das Lederdach der Kutsche hinaus. Er nimmt die Peitsche aus dem Röcher, wickelt die Zügelriemen von der Bremse neben dem Sitze, an die er sie zuvor befestigt hat, heißt den Burschen das Tor aufmachen und dann: Hüähü, Schimmel, hopp!

Karl sieht dem Wagen nach. Das grauschwarze Lederdach schwankt. Das Lackierte, aber schon längst blind gewordene Untergestell gärtt und knarrt. Man hört das noch, nachdem die Kutsche schon um die Ecke verschwunden ist.

Der Bursche schließt das Tor wieder und geht ins Haus.

## 8.

Karl hat das Schlafzimmer ein wenig in Ordnung gebracht und sitzt nun auf einem Stuhl, denn er ist schon wieder müde. So knapp nach dem Aufstehen schon wieder müde, denkt er und gähnt. Seine Arme sind schwer; er läßt sie zu beiden Seiten hinabbaumeln. Sein Körper rutscht schlaff zusammen.

So sitzt er eine Weile da. Es ist ganz still im Haus. Daß man hin und wieder von der Straße das Gerassel eines vorbeifahrenden Wagens oder einen Bauer mit der Peitsche klappern hört, läßt diese Stille im Hause noch tiefer und unheimlicher erscheinen. Karl schaudert und meint, er höre ein Seufzen und Stöhnen und Achzen droben über der Decke, wo der Vater im Sarge liegt. Es ist ihm eigentlich doch lieber, daß er schon im Sarge liegt und daß der Sarg schon verschraubt ist. Man hat da weniger Bangigkeit. Aber was braucht man sich zu fürchten? Da entdeckt der Bursche, daß ein Unterschied ist zwischen Bangigkeit und Furcht. Denn Furcht ist für ihn das gleiche wie Mutlosigkeit, Feigheit. Diese kann man überwinden; er kann sie überwinden. Unter der Bangigkeit muß man leiden, bis sie von der Gewohnheit vertrieben wird.

Er schlummert ein. Der Kopf sinkt ihm langsam auf die Brust. Seine Schwere zieht auch den Oberkörper vornüber, und diese Bewegung weckt ihn wieder. Da fährt er vom Stuhle auf.

Dumpf aus dem Hühnerstalle kräht der Hahn. Es fällt Karl ein, daß die Hühner noch nicht herausgelassen und noch nicht gefüttert sind. Das tut er jetzt und streut dem hungrigen Vieh Gerste hin.

Über dem Gittern hört Karl das Tor aufklappen. Sein Blick sucht nach einer Waffe. So oft das Tor geht, denkt er an feindliche Eindringlinge. Seit gestern Abend muß er so denken. Er springt an den Dunghaufen und zieht die vierzinkige Gabel heraus.

Es ist der Gurkenhändler, der nachfragt, wann er die Gurken holen könne.

In zwei Stunden könne das geschehen, erklärt der Bursche, denn jetzt habe er zuerst ein paar Gänge zu tun, die sich nicht hinauschieben ließen, weil sonst die Leute im Felde und zu Hause nicht mehr zu treffen wären.

Karl verschließt dann Haus und Hof und macht sich auf zu den Bauern, die er bitten will, die Leiche des Vaters auf den Friedhof zu tragen.

Zuerst geht er zum Wirbels Peter. Doch der ist schon nicht mehr daheim. Aber seine Mutter ist da. Sie hängt gerade Wäsche zum Trocknen auf eine Leine. Wie das Tor zufährt, unterbricht sie die Arbeit und schaut auf. Karl grüßt die

dicke alte Bäuerin. Doch sie erwidert seinen Gruß nicht, greift nach dem Reiserbesen und freischt mit geiferndem Munde:

„Was willst denn du Spitzbubenbankert in unserm Haus? Wann du net machst, daß du nauskummscht, schmeiß ich dir alle Rippe im Leib kaput!“

Karl schaut sich um, ob da nichts sei, womit er sich bewaffnen könne, aber er findet nichts Greifbares in der Nähe. Da will er, ohne die tätlichen Angriffe der Frau abzuwehren, versuchen, ob er sie nicht mit vernünftigen Worten begüten könne. Er wird der Erbosten darstellen, was der Better Holner gesagt hat, daß er da doch nichts dazu könne, wenn sein Vater unrecht gehandelt habe, und dann wird er ganz demütig seine Bitte vorbringen. So hebt er an:

„Was Wirbelsen . . .!“

Weiter kommt er nicht.

„Nix Was Wirbelsen! Naus aus unserm Haus, nix wie naus! For Spitzbubenvolk is do kaan Platz!“

Auch sie hat Geld verloren durch die Betrügereien des Schmiedes, und darum kennt sie kein Erbarmen. Sie nimmt den noch voll Unrat hängenden Stallbesen und wirft ihn nach dem Burschen. Da muß dieser zurückweichen. Beim Hinausgehen ruft er:

„Ihr seid jo so dumm wie dick Ihr . . .!“

In den Gassen danken sie ihm nicht auf seinen Gruß. Wenn er an Menschen vorüber muß, die als besonders roh bekannt sind, bedauert er, sich keinen Prügel zur Wehr mitgenommen zu haben. Er strammt dann seine ganze Tapferkeit auf und macht ein bissiges Gesicht, aber das Herz klopft ihm doch hänglich, bis er glücklich vorüber ist. Bisweilen fliegt ihm ein Schimpfwort an den Kopf. Bei einer solchen Gelegenheit läßt er sich hinreißen, dem Schimpfenden das alte Kinderprüchelchen nachzurufen:

Schänne (schänden = schimpfen), schänne tut net weh,  
Wer mich schänd, hot Lais un Flöh!

Aber gleich darauf tut ihm etwas weh, sein Kopf von einem Stein, den ihm der Bauer daran geworfen hat. Er taumelt zwei, drei Schritte und fühlt an die getroffene Stelle. Da werden seine Finger warm und naß. Er beschaut sie; sie sind voll Blut. Es tröpfelt ihm auf den Hals. Am Kriegerdenkmal an dem Brunnen zieht er sein Taschentuch hervor, nezt es, wäscht die Wunde aus, legt das Tuch zu einer Kompresse zusammen und drückt es auf die verwundete Stelle. Es ist unbequem, so mit hoherhobenem, rückwärts gebeugtem Arme zu marschieren. Er schiebt den Hut weit ins Genick und über das Taschentuch, das jetzt von selbst über der um des Vaters willen empfangenen Wunde hält.

Nun wird er den Frickeles Georg um die Gefälligkeit bitten. Der ist mit seinem Vater gerade dabei, einen Wagen Safer abzuladen. Sie sehen den Burschen, geben ihm aber keine Antwort. Karl ruft immer wieder seinen Gutenmorgengruß. Er weiß, daß der Alte nicht gut hört und zu den Leuten, die nicht laut genug sprechen, sicher ja sagt, wo es nein heißen müßte. Aber der junge Frickele ist doch nicht taub, und so ruft er noch einmal:

„G'Morje, Georg, hörst du dann nix?“

Keine Antwort.

Ein kleiner Bruder des Angerufenen spielt im Sande. Er steht auf, geht in die Scheuer und schreit am Wagen hinauf:

„Salzers Karl is do, Georg; dort steht er!“

„Doß ihn siehe!“ brüllt der Georg. „Mir steht er lang gut!“

Da will es Karl scheinen, als tue solche Mißachtung noch weher als die Behandlung der Wirbelsen, dreht sich herum und geht. Zweimal schon abgewiesen! Weiter denn zu Mitscherts!

Dort hegen sie den Hund an ihn. Karl springt aufs Tor zu. So kann der Hund ihn nur noch an der festen Lederkappe des Stiefels fassen. Der Bursche tritt kräftig nach hinten aus, da läßt das Vieh locker, und Karl wirft das Tor zu. Der Bursche sieht die spitzen Zähne des Hundes im Leder abgezeichnet. Ein tiefes Weh stößt ihm aus dem Herzen zum Halse herauf. Er meint, das müsse ihm den hinteren Gaumen durchstoßen. Er besinnt sich, ob er nach diesen Erfahrungen überhaupt noch zum Geiers Andrees gehen soll. Aber der Vater muß doch hinaus auf den Friedhof! Vielleicht sind Geiers ruhiger und weniger fanatisch. Sie sind reich, da liegt es nahe, zu glauben, daß sie in ihrem Verhalten dem Vetter Holtner ähnlich sind. So tröstet der Bursche sich. Doch er erlebt die vierte Enttäuschung, wenn man ihn auch wenigstens anhört.

So so, deshalb sei der Karl gekommen. Man hätte gemeint, er wolle vielleicht mit hinausgehen Grummet machen, um abzuverdienen, was sein Vater durchgebracht habe. Und wenn so ein Selbstmörder auch begraben sein wolle, so solle er das doch selbst besorgen. Wer sich selbst umbringe, müsse sich auch selbst das Grab besorgen. Ganz gut ginge das. Man nimmt seine Schippe mit auf den Kirchhof, gräbt sich sein Loch und schießt sich da drunten tot. So hätte der Schmied es machen sollen. Das Zuschaufeln hätte man ihm zur Not besorgen können. Das wäre Geiers Ansicht. Und adschey jegeret!

Nun muß Karl sich besinnen, wohin er noch gehen könne. Er denkt an diesen und jenen und verwirft diesen wieder und jenen auch. Er weiß, man wird ihn überall abweisen. Wenn er wenigstens Geld hätte! Dann könnte er zu denen gehen, die für ein paar Mark alles tun, zum Beispiel zum Mandiez Philipp, der da sagt, er wolle den Eid sehen, den er für zehn oder zwanzig Mark nicht schwören könne. Aber Karl hat kein Geld, und so wird sein Vater noch warten müssen. Wie lange?

Dem Burschen kommt die Verzweiflung. Er sieht und hört nicht, was auf dem Wege um ihn vorgeht. Mechanisch tappt er weiter, tappt am eigenen Hause vorbei bis an die nächste Straßenecke. Da merkt er es zuerst. Er geht zurück ins Haus, setzt sich in die Küche und sinnt und sinnt, was da zu machen sei.

Aus seinem Sinnen wird er durch den Gurkenhändler gerissen, der die Gurken holen will. Er kommt mit Pferd und Wagen. Das weckt in dem Burschen den Schmerz um seinen Rappen wieder. Er hilft die Gurken aufladen und fühlt sich beim Arbeiten freier und leichter. Die Gedanken und Sorgen quälen ihn da nicht. Es ist auch gut, wenn man Gesellschaft hat. Daher fragt Karl, ob der Gurkenhändler keinen Mann mehr brauchen könne zum Zählen. Nein, der Karl wisse ja, daß für diese Arbeit Weiber genug da wären, die zudem billiger arbeiteten.

So muß Karl den Mittag allein im Hause verbringen.

O der Unruhe und Not, die die Jugend in der Einsamkeit empfindet!

Karl wandert wie der ewige Jude. Im Hause hält es ihn nicht. Da geht er in die Scheuer, steigt die Leiter hinauf bis unters Dach und setzt sich auf den Ragenlauf. So nennen sie den langen kräftigen Balken, der von einer Giebelwand zur anderen zieht.

Da und dort schließen die Dachziegel nicht dicht und lassen die goldenen Sonnenstrahlen hindurch. Sie hängen sich in die vielen Spinnweben und schaukeln sich siebenfarbig darin. Stäubchen wirbeln in den Sonnengassen, unaufhörlich in Bewegung. Durch die beiden Lücken in den Giebelwänden fällt nur wenig Licht. Darum ist es da oben so schön dämmerig. Auch stille ist es. Wenn Karl seufzt oder etwas vor sich hinspricht, hallt es nicht hohl und schaurig, denn die Scheune ist fast bis unters Dach gefüllt, aber nicht mit eigener Frucht. Der Vater hat ja nur immer Gummern und Gummern und wieder Gummern gepflanzt. Die Scheuer ist an den reichen Metzger Sched in Neuhausen vermietet, der auch in der Spelzheimer Gemarkung viele Äcker hat. Die Frucht davon fährt er in die Schmiedescheuer ein und läßt sie hier auch dreschen. Karl denkt, dieses Jahr wird er die Dreschmaschine nicht in den Hof schieben helfen. Wie da alle Gedanken jetzt immer sagen: das wird nicht mehr sein, und jenes wird nicht mehr sein. Die Gedanken sagen auch: wie schön wär's jetzt da oben auf dem Ragenlauf, wenn man den Amboß aus der Werkstätte sein lustig Lied singen hörte. Aber es ist still, und man hört die Gedanken ganz laut in die Stille rufen: weißt du noch, wie das Blut am Amboß floß und zwischen die Pflastersteinritzen sickerte? Wenn aber die Gedanken so laut in die Stille rufen, dann meint man, die eigenen Gedanken wären es gar nicht gewesen, sondern irgendeiner da in der Ecke oder dort. So ein Böser, der einem erschrecken möchte. Karl sieht sich scheu um, ob nicht einer in einer dunklen Ecke sitze. Und wie er in jene Ecke schaut, wo er's verdächtig rascheln hörte, ist es ihm, als käme der Kerl nun wirklich gerade aus der entgegengesetzten Ecke hinterrücks herbei und wolle ihn vom Ragenlauf hinunter aufs Tenn werfen. Da gruselt's dem Burschen, und er steigt hastig die Leiter hinab. Unten im Hofe sind wenigstens die Hühner, mit denen man sich ein wenig unterhalten kann. Er hat ja zwar heute keinen Mittagshunger, aber die Hinkel ganz sicher. Die kümmert es nicht, ob im Hause ein Toter liegt oder nicht.

Karl holt sich einen Kumpf Gerste und läßt die Tiere aus der Hand fressen.

So verweilt er sich mit diesem und jenem, bis die Sonne hinter das Scheuerdach sinkt. Da wird's im Hofe schattig, und man kann an den Abend denken. Das ist gut; jetzt wird Tante Settchen nicht mehr lange bleiben. Aber was wird sie dazu sagen, daß Karl keine Sargträger bekommen konnte? Wird sie einen Rat wissen? Vielleicht spannt der Vetter Holtner den Wagen ein, und man fährt den Sarg auf den Friedhof. Der Gedanke an diesen Ausweg beruhigt den Burschen ein wenig. Er schaut sich um und sucht nach einer Arbeit, mit der er sich die Zeit vertreiben könne. Es ist furchtbar, so nach Arbeit suchen zu müssen. Es schadet dem Hofe nicht, wenn er einmal gefehrt wird, und so tut er das, fängt am Tor an und hört am Misthaufen auf. Den haben die Hühner zerkratzt und zerwühlt; sie suchen darin nach unverdauten Körnchen. Karl schiebt die zerstreuten und verzettelten Halmen und Strohsträhnen aufeinander, hat seine helle Freude an der blitzblanken Sauberkeit und empfindet zum erstenmal aus Eigenem den Segen der Arbeit.

Zwischendurch kommt der junge Schreiner Kling und bringt das Totenkreuz. Wo der Längsarm und der Querarm sich schneiden, ist ein ovales Schild angebracht mit der Aufschrift:

Hier ruht in Gott

Franz Salzer

\* 17. 4. 1850. † 11. 8. 1897.

R. I. P.

Karl liest die Inschrift des Täfelchens und fühlt im ersten Augenblick sein Herz wieder zentnerschwer werden. Es ist wie ein Schwamm, der sich voll saugt von Leid und Weh. Aber dann muß er denken, daß dieses Kreuz auf einem Blumenhügel stehen wird. Er wird des Vaters Grab mit Geranium bepflanzen, und es wird blühen wie alle Gräber, und man wird nicht sehen, daß der in ihm Ruhende eines anderen Todes gestorben ist wie seine Nachbarn zur Rechten und zur Linken. Der Bursche muß an die milden sonnigen Sonntagnachmittage des Frühlings denken, wenn nach Winterfalte und Winternöten die Dörfler zum erstenmal wieder ihre Gräber besuchen. Wenn auch auf den Gräbern ein grünes Osterprossen ist. Wenn die Weiber mit sanften, wehmütigen Stimmen von den Toten sprechen, die da ruhen. Und wie da ein großer Friede ist auf dem Kirchhof, den ein Kranz von blühenden Kastanienbäumen umschließt. Und über die blühende strogende Pracht des Sommers hinweg denkt Karl an die Zeit des Herbstes, wo der Nebel seine grauen frostigen Tränentücher über die Welt schleift, an Allerheiligen und Allerseelen, wo die Dörfler unter Trauer- und Bußgesängen hinaus auf den Friedhof ziehen, um für die Abgestorbenen zu beten. Und wie auch da aus dem leisen halbgetrösteten Weinen der Frauen an den über und über geschmückten Gräbern ein frommer, gutmachender Friede quillt. . .

So ist es in Karls Seele, als er vor dem Totenkreuz seines Vaters steht, und so wird es in ihm ganz still und gut.

Er steht noch immer vor dem braun gestrichenen Kreuz, als das Tor aufgeht und Tante Settchen hereintritt.

„Na, Bub!“ sagt sie, „hast du schon alles in Ordnung, weil du da stehst?“

„Garnix hab ich in Ordnung, Tante Settchen!“ erwidert Karl.

„Ja, aber warum denn net?“ fragt sie mit einem leichten Vorwurf in der Stimme.

„Tante Settchen, ich bin net schuld; ich hab alles getan, was du mir gesagt hast, aber keiner will helfen, den Vater hinaustun!“

„Hab ich mir's net gedenkt!“ seufzt Tante Settchen.

Sie gehen in die Küche. Tante Settchen weiß viel zu erzählen von der Güte des rauhbauzigen Betters Holtner.

Better und Base nennen sie in Spelzheim alle, zu denen sie nicht Du sagen.

Als man in Heppenheim gefragt habe, wer die Kosten bezahle, habe er, noch ehe sie eigentlich über diese Frage in Verlegenheit hätte kommen können, geantwortet, als müßt es so sein:

„Kosten bezahlt Hannes Holtner, Spelzheim bei Worms!“

So habe der Better Holtner gesagt, und die Sophie sei wieder ganz außer sich gewesen, so daß sie Tante Settchen, schon Angst gehabt hätte, man würde

das arme Mäde in die Zwangsjacke stecken. Was das eine Not und ein Elend wäre! Und jetzt wolle sich am Ende niemand finden, der den Vater auf den Kirchhof trage. Ob denn die Menschen ihren Katechismus ganz vergessen hätten und nicht mehr wüßten, daß Totebegraben zu den Werken der Barmherzigkeit gehöre.

Da rückt Karl mit seinem Plan heraus. Vielleicht würde bei eingetretener Dunkelheit der Better Holtner den Gaul anspannen; man könne den Sarg ja auch auf den Wagen laden.

Tante Settchen schüttelt den Kopf. Man könne von den Leuten doch nicht grad alles verlangen; der Karl solle doch nicht gleich den Sack mitsamt dem Zipfel haben wollen. Zudem müsse man sich doch auch selbst etwas zutrauen und dürfe sich nicht ganz auf fremden Beistand verlassen.

Nun meint der Karl, man solle sich an Willem, den Gesellen, wenden, der doch seine Dienste angeboten habe. Aber auch davon will Tante Settchen nichts wissen und sagt dem Burschen, der Willem habe schon genug gesehen und gehört, und ob der Karl denn nicht spüre, daß die Schande vor bekannten Menschen weher tue als vor solchen, die einem fremder sind.

Tante Settchen wechselt die Kleider und besinnt sich auf einen Ausweg aus dieser neuen Verwirrung, macht ein bekümmertes Gesicht, seufzt ein übers andere Mal und sagt dann:

„Wenn's halt die anständigen Leut net tun, muß man in Gottesnamen zu denen gehen, die für drei Kreuzer alles tun!“

Karl erwidert, daran habe er auch schon gedacht, aber sie hätten doch keine drei Kreuzer, noch nicht einmal drei Pfennig hätten sie.

„'s gibt immer noch gute Menschen!“ sagt Tante Settchen, „'s gibt immer noch gute Menschen, wenn sie auch grob sind!“

Sie hebt ihren Oberrock in die Höhe. Seinen Geldbeutel verwahrt man im unteren Kamisol besser. Ein Zehnmarkstück legt sie auf den Tisch und dazu noch vierzehn Mark in Silber.

„Vom Better Holtner?“ fragt Karl erstaunt.

„Von wem anders?! Aber das mußt du abverdienen, lieber Bub, wenn du mal droben bei dene drei bist! Siehst du, das muß dein erster Ehrgeiz sein! So, und jetzt geh fort zum Mandiez-Philipp, zum Buttner-Karl, zum Schmittebuckel und zum Olwangs-Madhees. Die viere tragen uns den Vater schon hinaus. Aber nimm dir Geld mit, denn das wirst du dir schon gefallen lassen müssen, daß sie dich fragen, ob du sie auch bezahlen könntst!“

Karl steckt das Silbergeld in die Tasche und macht sich auf den Weg, der wieder ein Leidensweg für ihn wird.

(Fortsetzung folgt)

